

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verregnete Sommerfrische

(E. Thöny)



„Wirklich hübsch, diese Aussicht auf den Fluß.“

„Sie, Herr Doktor, des is' fei' unsere Kurpromenade!“

Rhinologisches

Von Ratatöskr

Zumeist verhält es sich beim Publisto im Hinblick auf die werde Nase so: sie darf das Holde, muß das Ueble riechen. ... Mir liegt es ob, mich schamvoll zu verkriechen.

„Warum, o Freund?“ — „Aun, weil mein Riechorgan hier nicht so pünktlich unterscheiden kann. Was stinkt, was duftet, wird nur unvollkommen von ihm zur Kenntnis und Notiz genommen.“

Das ist, von Fall zu Fall und je nachdem, ein großer Vorzug oder unbequem . . .

— „So tröste dich mit Nützliche: deine Nase steht jenseits jedenfalls von Gut und Böse.“

Geheime Mottenkunde

Wenn ich im Sommer verreise, bleibt die Wohnung nicht allein. Meine Motten bleiben zu Hause. Ich bin überzeugt, die Motten freuen sich jedesmal sehr auf meine Ferien. Ich störe sie zwar sonst auch nicht, aber man ist doch ganz gern mal unter sich. Der Mottenkönig sagt gewiß am Tage meiner Abreise zu seinen Untertanen: „Kinder, der Alte ist jetzt fort, nun aber ran an den Wintermantel. Hoffentlich hat der Kerl den alten Pullover nicht mitgenommen. Ich kann euch sagen, der ist eine Delikatsee, gerade richtig im Geschmack. Ich habe davon gekostet, neulich hat er ihn mit Tomatensuppe bekleckert, und Wolle in Tomatensäure ist mein Leibgericht.“ So oder ähnlich wird der Mottenkönig wohl sprechen, wenn er es überhaupt für nötig hält, in seinen Kreisen übers Essen zu reden. Jetzt höre ich die Naturwissenschaftler aufbrausen: der Mann versteht ja nichts von Motten. Motten fressen überhaupt nicht, die sind nur zur Fortpflanzung da, die Maden sind's, die vom Pullover naschen.

Weiß ich, weiß ich, aber ich wollte die kleinen Schmetterlinge reden lassen, bei Maden finde ich das stiller. Am wenigsten liebte es die Hausfrauen, wenn sich die Motten gut ernähren, denn schließlich hat man seinen Pelz zum Eigengebrauch und nicht zum Mittagessen für Artfremde. Deshalb motten sie im Sommer ein, und deshalb riechen die Herren, wenn sie in der warmen Jahreszeit sich zur Hochzeit oder zu einer anderen Feierlichkeit im Frack verkleiden, immer so stark nach Naphthalin.

Gottlob gibt's vieles, was die Motten nicht mögen, z. B. alle Zeitungen. Deshalb liegen in meinem Kleiderschrank im Sommer immer alte Zeitungen. Oder sollten die Motten gerade an ihnen Freude haben und bei der spannenden Lektüre das Fressen vergessen? Wer kennt sich bei den Motten aus? Da hab ich z. B. einen alten Smoking, den rührt keine Motte an, der bleibt ewig auf ihrer Speisekarte ungestrichen. Wenn ich Mottenmade wäre, ich hätte ihn längst gefressen. Ich weiß nämlich, daß auf der linken Brust irgendwo tief im Verborgenen Pfirsichbowle schlummert, die eine durchaus sympathische Dame mir einmal dahin goß. Aber vielleicht mögen Motten keine Pfirsichbowle, und es ist sogar möglich, daß man Pfirsichbowle als Mottenschutzmittel verwenden könnte. Aber auch das weiß ich nicht.

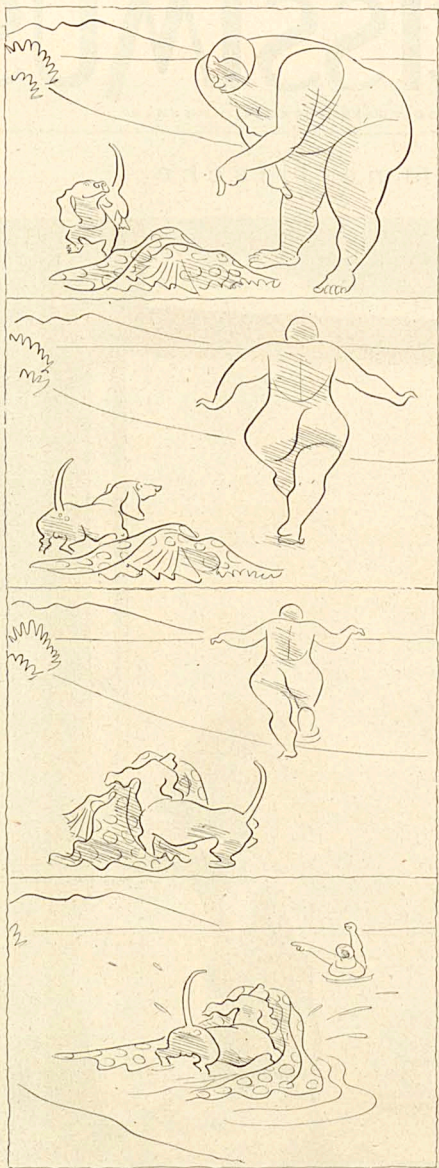
Wenn so ein kleiner Schmetterling herumfliegt, dann geraten alle weiblichen Wesen in Aufregung und schlagen nach ihm. Gelegentlich treffen sie ihn außer zerbrechlichen Gegenständen sogar. Frauen hassen die Motten wie Seeleute die Haifische. Es ist ein alter Erbsatz zwischen dem Weibe und der Motte. Ich habe mir sagen lassen, daß die Motten, die herumfliegen, ganz unschädlich sind. Es sind nämlich nur die Männchen, und auch bei den Motten sind die Männchen ganz harmlos, weil sie keine Eier legen. Ja, die Weibchen, die sind gefährlich; aber die fliegen nicht herum, die liegen ganz harmlos irgendwo im Dunkeln und vermehren sich. Wenn also die Frauen ihre männermordende Tätigkeit ausüben, so ist das nur eine symbolische Handlung.

Ich habe gelesen, daß die Motten am behaarten Kopf erkenntlich sind. Also, wenn Sie mal so einen kleinen Schmetterling mit einer Glitze herumfliegen sehen, so ist das keine Motte und Sie brauchen ihn schon aus diesem Grunde nicht zu töten. Aber natürlich, darauf achtet wieder niemand und die Frauen erlegen Behaarte und Unbehaarte.

In Alaska soll es keine Motten geben, doch wer kann schon jedesmal, wenn er verreist, seine Kleider nach Alaska schicken, die Verbindungen dorthin sind doch recht umständlich.

Soviel also habe ich über die Motten in Erfahrung gebracht, und wenn man bedenkt, in wie engen Beziehungen wir zu diesen Haustieren leben, ist das herzlich wenig. Man möchte doch gerne statistisches Material haben. Man möchte wissen, wie lange eine Mottenlarve braucht, um eine englische Homespunjacke aufzufressen, gefüttert und ungefüttert. Man will doch was von Spitzenleistungen hören. Ich will wissen, ob Flanell für Motten leichter verdaulich ist als Fresko. Na und dann: Haben sich diese Tiere schon auf Zellwolle umgestellt? Ach, es gibt noch soviel dunkle Punkte im Leben dieser treuen Haustiere.

FÖITZICK



Der guterzogene Hund

Herr Kommerzienrat hilft mit

(Erich Schilling)

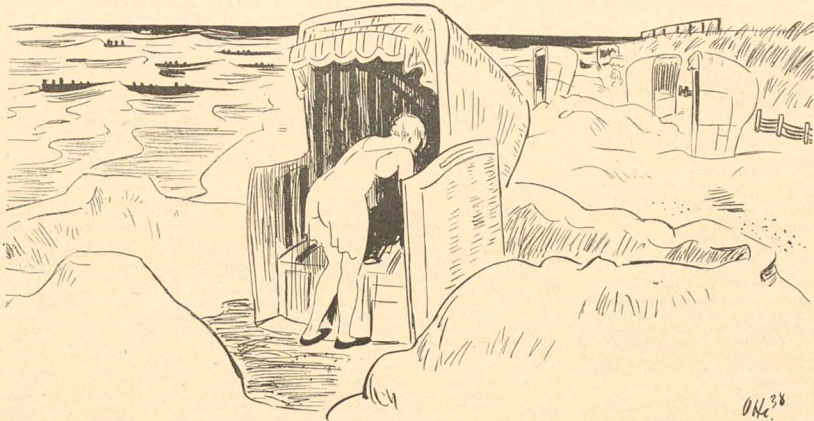


„Tja, Papa, sowas läßt sich telefonisch nicht erledigen.“

Hetzjournaille wider den Frieden (Karl Arnold)



„Lügen sind wie Seifenblasen, der Wind trägt sie in alle Richtungen, aber sie halten nicht und platzen. Das wäre gut, wenn nicht ein ständiges Lügen auch Granaten zum Platzen bringen könnte.“



Schwermut: „Nirgends auf der Welt fühlt sich doch der Mensch so einsam, wie in einem Strandkorb, in dem man zu zweit Platz hätte!“

Sizilianisches Zwischenspiel / Von Carl Conrad

Die ganze Fahrt über war alles glatt gegangen, der neue Wagen brauste „nur so“ dahin, die Eltern waren glücklich, der Vater stolz und schwärmte für Rom, die Mutter mehr für Neapel, — Joachim, der hoffnungsvolle Sohn, dachte andauernd an nichts als Sizilien. So mußte es denn passieren, nicht weit von Castellamare. Es war ihre merkwürdig lebhafteste Bewegung vor dem azuren Himmel, dem Fieber-Süden-Südenhimmel, und Joachim war neunzehn Jahre, Primaner, und bis dahin immer zu Hause in Berlin gewesen. Mit kleinen Mädchen ging man brav spazieren und gelegentlich zum Tanzen, irgendwo unter Bäumen an den Seen, nachmittags. Aber das war, wie gesagt, in Berlin, und hier war Sizilien, und sie stand so schlank und wunderbar gegen den Himmel, wie es das sonst nur in Träumen oder Filmen gibt. Joachim wollte gerne ein braver Junge sein, zu was sollte das „Ganze“ auch führen, in acht Tagen würde man Sizilien verlassen. Er würde es sobald nicht wiedersehen, vielleicht nie. Da er nun in Mittagsglück, zum Ersatz für heimatliches Radfahren, Jugendlich-begierig, sich ausgiebig zu ermüden, bergauf und -nieder lief, — was konnte er anders erwarten als hinzufallen längelng mit einem schrecklichen Krachen im Schädel, als würde er aufgeknackt? Hüte die Ziegen? Jedenfalls waren, als er wieder zu sich kam mit ihrer Hilfe, Ziegen in der Nähe, ringsherum, schwarze Bergziegen, zottig, eine ganze Menge. Ein paar von ihnen starteten ihn an, die Hälse verdreht. Nicht lange. Sprangen weiter. War ihnen wohl ganz unbedeutend, das nicht genießbar, gewiß. Carlotta hatte ausdauerndes Interesse für Joachim, augenscheinlich.

Carlotta ihren Namen sagte sie ihm eine Stunde später. O ja, so lange unterhielten sie sich. Ein Hitzschlag waltete, ein Sonnenstich, wie tot habe sie ihn gefunden, quer über den Felsblock ausgestreckt. Aber in der Nähe sei eine Quelle zwischen Gestein im Schatten, kühl, klar. Sie habe sich einen Fetzen aus ihrem Kleid gerissen, als Kompresse, hier, Sie zeigte, wo sie ihn herausgerissen; es waren überhaupt nur Fetzen, die ihre kräftigen Glieder mehr ent- als umhüllten, im heißen Wind flatternd wie Flammen. Sehr malerisch. Nun, dann sei der junge Herr zu sich gekommen, den kühlenden Verband auf der

Sitrn, und sie habe sich so gefreut. Diese Bewegung, ungehemmter Ausdruck der Freude, war das erste, was er von ihr gesehen hatte, als er aus der Ohnmacht erwachte — ihre traumhaft lebendige Gestalt schwingend aufgerückt vor dem hohen, blauglühenden Fieberhimmel, mit halb seitwärts gedrehtem Leib, als wolle sie zu tanzen beginnen, — die Tarantella wahl.

Inzwischen erzählte sie lebhaft von ihrem Leben. Armut. Waisenkind. Wohnte bei einer Art Gemeindevorsteher oder Bürgermeister. Hüte die Ziegen schon viele Jahre, so lange sie denken konnte. Ob er das Meer raschen höre? Sie schwimme so gern. Ob er Lust habe, mit ihr hinauszuschwimmen? Heute noch nicht, er fühle sich noch zu schwach, es sei doch immerhin ein heftiger Sonnenstich gewesen, eine tiefe Ohnmacht, — morgen jedoch gerne. Wann? Zur gleichen Zeit. Und am gleichen Platz. —

Während Joachim die ganze Zeit damit beschäftigt war, entschlossen zu sein, das mehr als seltsame und eigentlich ganz ungehörige „Rendezvous“ zu ignorieren, — suchte er eifrig nach seinem kleinen Badeschächtchen, das die Mutter natürlich aufgeräumt hatte, auf irgendeinem Balkon des Hotels zum Trocknen aufgehängt. Und es, aufgerollt wie einen kleinen schwarzen Aal unter dem Arm, lief Joachim trotz stechender Sonnenhitze und über Erfahrung von gestern über Geröll und Hänge zum Ziegenweideplatz hinauf, und alle Ziegen hoben die Köpfe, nicht lange, aber Carlotta lief lachend auf ihn zu. Sie gingen ganz richtig miteinander zum Strand hinunter, als sei sie Irma Strack oder Bri Oswald (mit dem Spitznamen „sponexne Brigantine“) aus Berlin gewesen, und nicht eine sizilianische Ziegenhirtin mit paar Augen, er wußte nicht wie, und malerischen Fetzen um den Leib und einem „Horizont“, nicht weiter als ihre Augen reichten.

Und siehe, während er sich, zum Zwecke verstoßenen Umkleidens, in einem dürtigen Geruch verbergte, hörte er schon ihr Lachen, Rufen, Plätschern vom Wasser her, — Urtaute umherherrschter Freude am Element, selder Milde, Glätte, liebesonden Weichheit und frischen Kühle, — dabei zerrte Joachim immer noch an seinen Kleidern herum. Aber dann endlich hinaus, schon so weit draußen war sie, es wurde

ein wildes Wetschwimmen, erschöpfend und belebend, entspannend und erregend zugleich, zuletzt ein wüstes Geheize dem Strande zu, — was hatte sie im Sinn? „Kommi“ rief sie, „so komm doch, du Lämmlein“, und lachend, als würde sie gekitzelt, und heftig atmend von dem Gejagte warf sie sich vor ihm in den Sand. Ein Leib, der noch ein Leib war, nicht nur die schamhafte Andeutung davon. In künnem Schwung sich vorwühlende Hüften, eine bei aller Jugend üppig blühende Brust. Braun, fast schwarz von Sonne, glatt und noch vom Wasser glänzend, gleich die in sich bäumender Spannung hingestreckte Gestalt einer barbarischen Plastik aus blanker dunkler Bronze.

Nun zögerte Joachim. Fand den Aufschwung nicht, hätte den „Anschluß“ verpaßt wie ein Nüchtern in einer Gesellschaft von Beschwipsten, verschob zögernd auf den nächsten Tag, tröstete sich mit alten Sprüchen: was nicht ist, kann noch werden. . .

Aber dann, kaum vierundzwanzig Stunden später, hatte er immer noch keine Antwort gefunden auf die Frage, weshalb eigentlich er sich so unsicher fühlte. Nun, es hätten sich allenfalls noch Erklärungen finden lassen, aber er hatte, darüber hinaus, ein ausgesprochen schlechtes Gewissen, — als ob er im Begriff sei, etwas grob Ungehöriges und völlig Unverantwortliches zu tun. Und so schlich und püschte er sich auch heran, leise genug, um Carlotta sein Kommen überhören zu lassen. Er beobachtete die Ahnungslose durch schütteres Gebüsch; sie war dabei, sich die Nase zu — nun, wie sollte man es auf halbwegs anständige Art ausdrücken? — zu schneuzen, zu schnauben, zu putzen — und wief? Nicht etwa unter gebildeter Zuhilfenahme eines Taschenbuches, nein, auf die denkbar wildeste und unzivilisierteste Art, mit Hilfe starken Ausstems und des Handrückens, der sich wiederum des Unerwünschten durch heftig schlankernde Bewegungen unwidrig entledigte. Das war zu viel. Joachim schlich davon und begann, außer Hörweite, sogar zu laufen. Um Carlotta nie — oder am nächsten Tage um so gewisser — wiederzusehen. Wer wollte das wissen? Wer möchte, bei so jungen Menschenkindern, verantwortlich prophezeien?

Der glückhafte Selbstmörder

Von A. S. Green / Deutsch von Hans Ruoff

Mittags erhielt ich von der Filmgesellschaft „Gigant“ die Benachrichtigung, mein Angebot sei angenommen. Meine Frau schlief. Die Kinder waren bei den Nachbarn. Nachdenklich betrachtete ich Felicia, betäubt laschte ich ihrem hastigen Atem — und ich mußte mir sagen, daß ich vernünftig gehandelt habe. Einem Mann, der nicht einmal fähig ist, seiner kranken Frau die Arznei und seinen Kindern die Milch sicherzustellen, geschieht es ganz recht, wenn er sein Leben verkaufen und verlieren muß. Der Brief von der Direktion der „Gigant“ war so geschickt abgefaßt, daß nur ich allein seinen Sinn verstehen konnte. Hier ist er:

„Sehr geehrter Herr!

Die von Ihnen genannte Summe konveniert uns durchaus. Wollen Sie bitte die Güte haben, am neun Uhr abends in die Pflanzstree 211, Wohnung 73, zu kommen. Für die unabänderliche Lage, in die Sie zu geraten wünschen, und eine entsprechende Szenerie, die Ihnen wohlzusagen wird, ist Vorsorge getroffen.“

Unterschied fehlte. Ich zerbrach mir eine Weile den Kopf, wie ich in besagter „unabänderlicher Lage“, das heißt mit einer Kugel im Schädel, mich vergewissern könnte, ob die „Gigant“ ihre Verpflichtung einhält, meiner Frau die geforderten zwanzigtausend Dollar auszuzahlen. Doch kam ich alsbald zu dem Ergebnis, dies alles werde sich in der Pflanzstree schon noch aufklären. Ich nahm mir also nur das eine vor, mich nicht ohne sichere Handhaben in die Eleusinischen Gefilde zu begeben.

Nach diesen Erwägungen legte ich die letzten in meiner Tasche trauernden Kupfermünzen auf den Tisch und schrieb folgendes Zettel:

„Liebe Felicia! Da Deine Krankheit ungefährlich ist, habe ich mich entschlossen, mich nach Arbeit auf den Gemüesfeldern umzusehen. Mach Dir keine Sorgen um mich. In spätestens einer Woche kehre ich zurück.“

Den Rest des Tages verbrachte ich, bald umherstrolchend, bald auf einer Bank sitzend, in den Anlagen und am Hafen. Meine Aufregung war so groß, daß ich nicht einmal Hunger empfand. Ich malte mir die Verzweiflung und Trauer meiner Frau aus, wenn sie schließlich die Wahrheit erfahren würde. Als ich gerade meine Gedanken dem Problem des „Lebens nach dem Tode“ zuwenden wollte, setzte sich ein Mann neben mich auf die Bank. Ich erkannte in ihm sofort meinen alten Freund Boots, den ich rund fünf Jahre nicht mehr gesehen hatte.

„Du scheinst sehr zerstreut geworden zu sein, Boots“, sagte ich zu ihm. „Erkennt du mich denn nicht?“

„Ach, ja!“ rief Boots aus. „Aber was ist denn mir der los, Ettis? Du siehst ja so blaß, so heruntergekommen aus!“

Ich erzählte ihm alles, auch das von der Abmachung mit der „Gigant“.

„Du machst dich über mich lustig!“ sagte Boots stirnrunzelnd.

„Aber nein doch. Ich teilte der Firma mit, daß ich mich erschließen wollte, und machte ihr das Angebot, meinen Selbstmord gegen ein Honorar von zwanzigtausend Dollar zu filmen, um dann die Aufnahme irgendwie zu verwerthen. Ich habe es satt, zähneknirschend weiterzuleben.“ Boots bohrte seinen Stock gut einen halben Fuß tief in die Erde. Seine Augen nahmen einen wütenden Ausdruck an.

„Du bist ein Esel!“ sagte er unwirsch. „Aber die Herren von der „Gigant“ sind zum mindesten Schuffel Wie, die Kurbel des schändlichen Kastens kalblütig vor einem durchschossenen Kopf drehen? ... Nein, ich werde dich nicht hingehen lassen. Gib mir die Adresse dieser Halunken. Ich selber will statt deiner hingehen — sie wissen ja nicht, wie du aussiehst.“

„Nanu? Willst auch du dir das Leben nehmen?“ „Ja! Das meine Sache sein. Jedenfalls speisen wir morgen gemeinsam im „Ceremonial“ zu Mittag.“ „Wenn... Aber... Irgendwie... Das Geld...“ „Ettis!“

Ich erörtere. Boots pflegte stets Wort zu halten, mein Mißtrauen hatte ihn ungeheuer beleidigt. Er schmolte. Drei Minuten lang sprach er kein Wort. Dann beruhigte er sich und hielt mir die Hand hin.

„Einverstanden oder nicht?“

„Gut“, sagte ich, „wie aber willst du dich aus der Affäre ziehen?“

„Köpfchen, Jungel Nein, Spaß beiseite Ettis, gib mir die Adresse. — Danke. Auf Wiedersehn! Mir bleiben nur noch vier Stunden Zeit. Geht nach Hause, mach dir keine Sorgen um mich und setz' ein Verzeichnis der dringlichsten Einkäufe auf.“ Wir trennten uns. Ich hatte das Gefühl, als hätte ich mein ganzes Vermögen einem Manne anvertraut, der auf einem lecken Schiff auf stürmische See hinausfährt. Wie hatte ich seinen Vorschlag nur annehmen können! Seine geheimnisvollen Behauptungen konnten doch fehlschlagen! Selbst in der Mann — so hätte ich denken sollen.

Eine halbe Stunde darauf war ich zu Hause. Meine Frau war aufgestanden und saß weinend vor meinem Zettel. Sie konnte mir die „Arbeit auf den Gemüesfeldern“ nicht verstehen. Ich sagte, ich hätte keine Arbeit gefunden. Schließlich versöhnten wir uns und schliefen innig umschlungen ein. Mir träumte von gebratenem Fisch und Makkaroni mit Pilzen. Ich erwachte von dem lauten Ausruf meiner Frau: „Oh, die herrliche Zwiebelpastete!“ Die Ärmste träumte von ähnlichem wie ich selbst. Plötzlich klingelte es, und zwar so energisch, als stände draußen ein Briefträger, Polizist oder Bote. Ich machte Licht und ging an die Tür. Ein Mann in langem Ledermantel trat ein und fragte meine Frau:

„Sind Sie Felicia Ettis? Hier ist ein Brief für Sie.“ Dann verneigte er sich und ging so schnell wieder hinaus, daß wir ihn nicht mehr fragen konnten. Felicia riß den Umschlag auf und mußte sich vor Erstaunen auf den Bettrand setzen: in der einen Hand hielt sie ein Päckchen Tausenddollarnoten, in der anderen einen Brief. Ich nahm ihn ihr aus der Hand und las:

„Sehr verehrte gnädige Frau! Ihr Herr Gemahl hat sich in Gegenwart eines alten Freundes, dessen Name für Sie belanglos ist, das Leben genommen. Tief gerührt durch Ihre unglückliche

Lage, bitte ich Sie, aus meinem Überfluß den Betrag von zwanzigtausend Dollar annehmen zu wollen. Die sterblichen Reste wurden in das St.-Nikolaus-Hospital überführt.“

Die jähe Gewißheit, daß Boots nun tot war, traf mich wie ein Schlag. Ich konnte mir den Empfang des Geldes im besten Willen nicht anders erklären. Dennoch erzog ich alle Möglichkeiten eines glücklichen Ausganges der Sache für Boots. Ein erneutes Klingeln ließ mich an die Tür stürzen. Wie erwartet, war es diesmal Boots. Krampfhaft schluchzend warf ich mich ihm an die Brust. Er lachte und erzählte uns sein Erlebnis:

„Punkt neun Uhr stand ich in der Pflanzstree vor der Tür. Mich empfing ein freundlicher, beleibter alter Herr. Ich war in Lumpen gehüllt, meine Augen waren von Zwiebelstaub gerötet, als hätte ich den ganzen Tag geweint. Bei einer Tasse vorzüglicher Kaffees führten wir folgendes kurze Gespräch:“

„Sie wollen sich also das Leben nehmen?“ — „Ich habe den sehnheltesten Wunsch danach.“ — „Das ist zwar sehr betrüblich, aber ich bin dafür, daß jeder Mensch seinen freien Willen haben soll.“ — „Wären Sie einverstanden, im Kostüm eines Marquis zu sterben?“ — „Es wird wohl schöner aussehen als das meine.“ — „Dann noch etwas: Perücke... und Vollbart.“ — „O nein! Das Kostüm ist mir ja gleichgültig, aber das Gesicht muß ganz unverändert bleiben.“ — „Schon gut... Ich hatte Sie nur fragen wollen... Und dann, etwas Schriftliches, wenn ich bitten dürfte.“ — Sie verstanden... „Ich schrieb: Jch blüte, niemandem die Schuld an meinem Tode zuzuschreiben. Ettis! Ich übergab ihm den Zettel. Darauf vereinbarten wir noch, daß das Geld unverzüglich an meine Frau, das heißt an die deine, geschickt werden sollte. Der alte Herr zündete mir ein Zigarillo an und legte er das Geld in meiner Gegenwart in einen Umschlag und schickte es durch einen Boten fort.“

Jetzt paßt auf, was weiter geschah. Man führte mich in einen Garten, der von großem Scheinwerferlicht überflutet war. Dort ließ man mich unter einem Baum auf einem Sessel Platz nehmen. Vorher hatte ich mich ächzend in die erleichterte Kleidung eines Marquis gezwängt. Vier Schritte von mir entfernt stand der Operateur mit seinem Apparat. Er und der Alte erschienen mir nicht sonderlich blaß, ihr Verhalten war ein offenkundig rein sachliches.

Bevor ich mich zu sterben anschickte, stülpte ich eine Perücke über, unter der ich eine mit Rotwein gefüllte Gummibläse versteckte. Die mit Wachs verschlossene Öffnung der Blase befand sich an meiner rechten Schläfe.

„Lieben Sie wohl, teurer Freund“, sagte der alte Herr, „und nun los, Michell!“ Der Operateur begann sofort zu kurbeln. Ich verdrehte die Augen, setzte den Pistolenauf an die Schläfe und feuerte eine blinde Ladung ab. Der Wein rieselte sofort heraus. Ich war mich zurück, griff mit den Händen in die Luft und mimte mit geschlossenen Augen alle Stadien des Todeskampfes, wie sie mir gerade einfielen.

„Näher ran!“ brüllte der Alte dem Operateur zu. „Großaufnahme des Gesichts!“ Schließlich ließ ich den Kopf auf die Brust herabsinken und verfiel gewissenhaft in Regungslosigkeit. Dann richtete ich mich plötzlich auf und gähnte demonstrativ. Die beiden Männer starteten mich schottend an.

„Glotzen Sie doch nicht so!“ sagte ich. „Wenn schon Sie hier aus nächster Nähe an meinem Tod geglaubt haben, so wird das Publikum ihn erst recht glaubhaft finden.“ Darauf verneigte ich mich und ging fort. Im Kostüm des Marquis... „Und sie machen dir keine Vorwürfe?“ fragte ich. „Sieh selber ein Zeugnis der Unmenschlichkeit ausstellen?“ — das ging doch zu weit. Mein Gewissen ist rein. Ich habe einmal mit eigenen Augen gesehen, wie ein Mann sich wirklich erschoss — das war nicht im geringsten effektiv, muß ich dir sagen. Er drückte ab und ließ einleuchten. Nachahmung wirkt stets wahrheitsgetreuer als das simple Leben. Aber die Herren von der „Gigant“, lieber Freund, sind noch nicht reif genug, dies zu begreifen.“

Der Volksempfänger läuft

Von Dirk Paulun

Sie hat zwecks Kühlung mit der Welt den Volksempfänger angefeilt.

Er singt und jagt den Früh bis spät,

wie warm es ist, wie stark es weht,

was einer soll, was fern und nah

geschieht und grade erst gefahd

und was wohl morgen werden mag ...

Er titilliert

und jubiliert

den lieben langen Tag.

Das allermeiste hört sie nicht.

Nur — es ist schön, wenn jemand spricht,

wenn jemand singt, wenn jemand lacht,

wenn jemand nur Geräusche macht.

So hört er nun die ganze Zeit

aus Trüben ihrer Einjamkeit

von Stundensplag zu Stundensplag ...

Er titilliert

und jubiliert

den lieben langen Tag.



„Merkwürdig, Olga, niemand raucht hier Pfeife und hat im Lokal den Hut auf dem Kopf! Sollte es vielleicht noch ein anderes Garmisch geben!“

Verlorene Liebesmühe

Von J. H. Rösler

Zum vierten Male las Eusebius Zwirbelpletsch den Brief aufmerksam von Anfang bis zum Ende. „Mein armer Freund“, las er, „noch einmal rufe ich Sie auf, ein Mann zu sein! Das, was Ihre Frau treibt, spottet jeder Beschreibung! Nicht nur, daß sie in allen Geschäften der Nachbarschaft Schulden über Schulden macht, sie heißt auch Dinge mitgehen, die ihr nicht gehören und die sie nicht kaufte. Mit einem Worte: sie maust wie ein Rabel! Wenn es aber nur dies wäre! Sie verleumdet auch Jeden Menschen in der unverschämtesten Weise, am meisten Sie selbst, ihren Gatten. Sie erzählt überall, sie würde von früh bis abends gepöppelt, sie bekäme nicht satt genug zu essen und mit Ihrer Männlichkeit sei es auch nicht weit her. Was mich aber heute veranlaßt, zum achten Male zur Feder zu greifen, ist die neue Tatsache, daß Ihre Frau drei neue Liebhaber hat, sich täglich mit allen dreien hintereinander trifft und Sie — wie man so sagt — nach Strich und Faden betrügt. Die Spatzen pfeifen es bereits von den Dächern, nur Sie, armer Freund, scheinen von alledem nichts zu merken! Ich bedaure Sie! Seien Sie ein Mann und handeln Sie. Ein Wohlgesinnter.“

Eusebius faltete den Brief sorglich zusammen, ließ sich einen Umschlag geben und adressierte dieses Schreiben an einen gewissen Herrn Albin Meischke. Er kannte Herrn Albin Meischke nicht, hatte ihn auch noch nie gesehen, sondern die Adresse zufällig in einem Zeitungsinsert gefunden. Aber wenn sich einer zum Schreiben berufen glaubt und er hat keine Gelegenheit zum Schreiben, dann sucht er sich eine. Eusebius Zwirbelpletsch schrieb anonyme Briefe, wie einer Briefmarken sammelt oder Malkäfer fröhstückt. Es war sein Sport, sein Steckenpferd, das ihm nicht nur eine literarische Befriedigung gewährte, sondern darüber hinaus seiner Phantasie die Möglichkeit gab, sich in den unheimlichsten Folgeerscheinungen der Briefe zu tummeln, gleichsam Schicksal zu spielen in unbekanntenen Familien.

Drei Tage später lernte er Herrn Meischke kennen. Er saß im Stadtpark auf einer Bank und ließ seine Gedanken grasen, da kam plötzlich ein Herr im schwarzen Mantel und steifen Hut auf ihm zu, sagte: „Gestatten?“ und nahm mit finsternem Gesicht neben ihm Platz. Dann zog er eine Brief-tasche hervor, entnahm ihr einen Brief und begann ihn zu lesen. Eusebius Zwirbelpletsch lief es eiskalt über den Rücken, denn er sah, daß dies sein Brief war, den er vor kurzem an Herrn Albin Meischke geschrieben. Der Fremde nahm also

diesen Brief und begann zu lesen. Wie erstarrte Eusebius Zwirbelpletsch aber, als er das Gesicht des Mannes immer breiter und vergnügter werden sah, wie sich sein Bauch in heftigen Stößen hob und senkte und Meischke plötzlich in lautes und heftiges Lachen ausbrach, sich auf die Schenkel klopfte und vergnügt schrie:

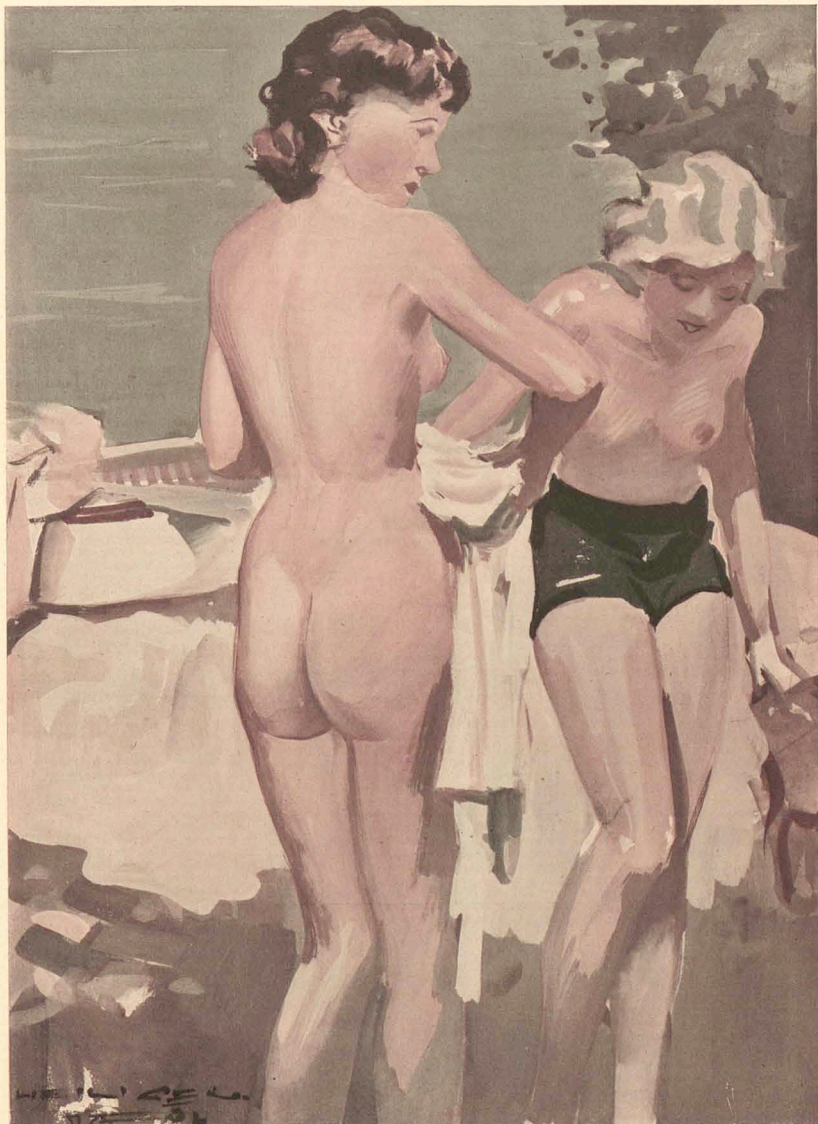
„Köstlich! Köstlich! Einfach wunderbar!“ Und ehe sich Eusebius vom ersten Schreck erholen konnte und das Weiße gesucht hatte, drehte sich der Fremde zu ihm und sagte: „Wissen Sie, das ist eine großartige Sache! Das wird auch Ihnen Spaß machen! Da schreibt mir seit Wochen Irgendwo so ein Trottel, daß meine Frau mich betrügt!“

„Ach: Sehr Interessant!“
 „Mit drei Männern gleichzeitig! Das ist famos!“
 „Finden Sie“, sagte Zwirbelpletsch verwirrt.
 „Ich finde es einfach köstlich!“
 „Entschuldigen Sie schon“, meinte Eusebius, „wenn mir das einer schriebe, so auf die leichte Schulter würde ich es nicht nehmen. Etwas Wahres ist immer dabei. Und Sie können noch darüber lachen?“
 „Freilich kann ich darüber lachen!“
 „Warum? Wieso?“

Da sagte Albin Meischke vergnügt: „Weil ich gar keine Frau habe und nicht verheiratet bin.“

Am einsamen Strand

(K. Heiligenstaedt)



„Sag mal, willst du nicht doch was anziehen?“
„Richtig, ja, die Badeschuhe!“

Der wasserscheue Held

Von Ernst Hoferichter

Wenn der Heldentenor Stephan Neuheier sang, dann geschah das mit solcher Urgewalt, daß den Partnerinnen auf der Bühne der Puder wie Blütenstaub vom Gesichte flog, daß die C-Trompeten aus Unterdrückung klagend zum Kapellmeister hinschrien, der aber sogleich den Raum mit austretenden Händen wieder für den Kammergesänger frei machte. Denn er zog dem Opernhaus das Geld in die Kasse, bei seinem Auftritt hing der Direktor eigenhändig das Schild „Ausverkauft“ mit Freudentränen in den Augen an den Billstühlen. Wenn Stephan den Siegfried sang, dann konnten die schönen Frauen der Stadt eine Woche vorher keinen Schlaf finden. Sein Bild mit Unterschiff erschien ihnen als Lichtreklame auf dem Kopfkissen, seine Stimme klang halluzinatorisch aus dem Kleiderschrank hervor und zum Brodeln der Fleischtopfe sangen sie Stephens Siegfriedtexte über den Kochherd hin ...

Hohe und höhere Töne, die schon die Karte für eine Vorstellung in ihrer Grammatik aufbewahrt hatten, verwechselten in der Literaturgeschichte Goethe und Schiller und schrieben während der Pause den Namen „Stephan Neuheier“ mit dem Federstifts Butznamen auf den Prosopographstuden, wenn sie durch's Fenster den Park, die seinen Windhuh über den Schulhof gehen sahen, war es im Augenblick so, als spaziere der schöne Siegfried mit seinem Drachen in den Tursaal hinunter, um dort in dessen Fetz zu baden. Und wenn es dann nach Schlußbluß in der Küche der Frau Peter tatsächlich nach Margarine roch, kehrte diese Erinnerung an Stephan mit dem Drachen mit zwingender Deutlichkeit wieder in ihr Bewußtsein zurück. War sodann endlich der Abend flammendes Ereignis geworden, hatte Stephan Neuheier mit dem Gold in der Kehle als Siegfried die Szene betreten ... so gewagt, so unverwundbar großzügig, was es aus der Kehle des gutbegnadeten Sängers ... Und kein Mensch konnte sich eine Vorstellung von solch einem Kehlkopf machen. So dachten einige, seine Kehle müsse eine Sprungdeckelkugel sein — aus achtzehnkärigen Gold. Andere wieder vergaßen sie mit dem Reichtum eines Dampfischwartes alles, was sie sonst wußten, und sprachen mit dem Sprechzimmer eines Zahnarztes, wo jede Plombe hundert Mark kostet ...

Nach dem Schluß des ersten Aktes hatten viele vor Begeisterung ihre Früchtenbonbons unverlutscht auf der Zunge liegen, eine Kindergärtnerin bekam hysterische Anfälle, der diensttuende Wachmeister beschloß, sich Stephan Neuheiers Stimme als Grammophonplatte zu kaufen — und einigen Damen älteren Jahrgangs war in der ersten Sitzreihe vor lauter Rührung das Kautschuckgebiß in den Orchesterraum gefallen, das der Logenführer gegen seine Platte in den Trinkgold auf einem Teller wieder zurückversetzte ...

Wem solche Opfer und Verehrungen zuteil werden, der muß — so könnte man glauben — zu den Glücklichsten der Erde gezählt werden ... Aber der Kammergesänger Stephan Neuheier war im meisten Grunde der unglücklichste Mensch. Daß er eine göttliche Stimme hatte, das wußte er selbst am besten. Und wenn er es einmal vergessen hatte, was bei Heldentenenoren aber nie vorkommt, so hätte er es durch die un-menschliche Höhe seiner Gage wieder erfahren können. Daß ihm nun die Menge Abend für Abend seine hohe Kunst erschauerte durch Himnpatsch aufs neue quillerte, das war ihm schon lange selbstverständlich geworden. Eine fabelhafte Stimme zu haben und himmlisch schön singen zu können, reizte ihn nicht mehr, weil er sie hatte — und es konnte. Und Stephan Neuheier ging es wie so vielen Menschenkindern: Was sie gar nicht können, das möchten sie am liebsten tun, darin wollen sie Meister sein und gelobt werden! Der allerwärtsberühmte Kammergesänger konnte nicht — schwimmen. Ja, er war geradezu wasserscheu! Während einer Aufführung des

„Fliegenden Holländers“ kam ihm diese Schwäche eines Abends zum erstenmal zum tragischen Bewußtsein.

Er hatte sich vorgestellt: Wenn diese Wellen und Wogen aus bemalter Leinwand mit einem Male zu wirklichem Wasser und Meer geworden wären, mit Siegesdruck, tausend Meter tief und 9 Grad Kälte — er wäre samt seinem hohen C ein Mann des Todes geworden. Das gab ihm zu denken und er dachte zum erstenmal tief nach, tausend Meter in die Tiefe. Bewunderung und Ehrfurcht hatte er von diesem Augenblick an für alle, denen in solchen Lebenslagen Vertrautheit mit dem Wasser gegeben war. „Was nicht mit meiner goldenen Kehle, mein butterweicher Tonansatz und meine Gage, wenn ich nicht schwimmen kann!“ sagte er zu sich selbst, als er in seiner Garderobe war und sich seine Schminke und seine Berühmtheit aus dem Gesichte rieb. Der Theaterriseur, der ihm die Heldenbärte ins Anütz klebte, der konnte schwimmen. Stephan erinnerte sich jetzt, wie ihm einst dieser gottbegnadete Mann erzählte, daß er sogar einmal eine Katze aus dem Bache zog, eine Katze im Sack, und ihr so das Leben rettete ...

Und so lebenswahr und nah erschien dem Heldentenor diese Begebenheit, so lebhaft versetzte er sich in die Notlage des ertrinkenden Tieres, daß er plötzlich selbst glaubte, eine Katze im Sack zu sein, das gurgelnde Wasser in seine Ohren laufen fühle — und auch schon mit Händen und Füßen um sich stieß und um Hilfe schrie ...

Der Theaterriseur, der gerade auf einem Holzopfer eine Pagenperücke auskämte, glaubte zu nächst, der Herr Kammergesänger studiere eine neue Rolle ein, aber, da er sogar Schweiß auf seiner Stirne perlen sah, was sonst bei Heldentenenoren nur selten vorkommt, da ahnte er Gefahr und sprang auf den Künstler zu.

Der atmete sogleich befreit auf, als er rettende Hände nahekommen sah: „Sie Glücklicher“, sagte er erschrocken, „Sie können schwimmen, während ich ertrinke muß!“ ...

Da meinte der Theaterriseur wieder bestimmt, daß er eine Rolle einstudiere und ging zu seinem Holzopfer mit der Pagenperücke zurück ... Seitdem glaubte sich der Heldentenor immer der Gefahr des Ertrinkens nahe. Wenn er daheim in seine Waschkübel sah, dehnte er in Gedanken deren Fläche zu einem Meeresspiegel aus, auf dem ihm die Wellen hilflos hin und her warfen. Am Stadtbach wagte er nur noch während der Bachskehr zu promenieren. Voll Neid sah er im Aquarium den Goldfische nach und er hätte am liebsten seine Stimme gegen Kiemen vertauscht, hätte sich gern von Algen und Broktrumen ernährt. Da im Opernhaus ihm seine treue Gemeinde jubelte, ihm mit Beifall und Lorbeer überschüttete, dachte er in sich: „Jetzt vergöttern sie mich als Tristan — Quatsch!“ ... Viel tausendmal lieber hätte ich sie applaudieren, würde ich von einer Badehausstiege zur anderen zu schwimmen vermögen. Das wäre Kunst! ...

Er besuchte nun auch alle Veranstaltungen des Schwimmvereins und wurde Ehrenmitglied. Aber überall, wo sein Name laut wurde, lobten sie seine Stimme und achteten seine Schwimmversuche gering. Er, der so durch höhere Gabe begnadet ist, habe so etwas, so eine gemeine Beistimmung, nicht nötig. Einige meinten, er müsse mit seiner Seele ja schon halb im Himmel wandeln,

die Erde müsse ihm schon fremd geworden sein, ihm, dem göttlichen Sänger! ... So sprachen sie, während er in seiner Badewanne die ersten Schwimmversuche unternahm, die Beine nicht anzusetzen vermochte und Wasser schluckte wie ein Filzpapier.

Vor dem Schwimmlehrer hatte er eine solche Hochachtung und Wertschätzung, daß er ihm seine liebste Tochter zur Frau gegeben hätte. Sein unentwegtes Zählen zu den Schwimmzügen, dieses „Eins, zwei, drei, vier“ schlich sich als wohliger Rhythmus in sein musikalisches Gehör hinein. Und bei der nächsten Singaufführung war er nahe daran, nach diesem Takt des Schwimmlehrers zu singen und mit ruderen Armen die offene Szene zu betreten.

Nach einem Jahr heißesten Bemühens in der Badewanne glaubte sich der Heldentenor für gewagtere Wasserkünste herangerufen. Er band sich einen Korkrumpf um den Brustkorb, aus dem schon so viele Male herrliche Tonwellen erklingen waren. So trat er Schritt für Schritt, wie Männer, die ins Gashaus schreiten, an den Rand des Bassins, in dem gewöhnlich Kinder und Hunde gebadet werden.

Mit einem Kirschwasser am Herzen ging er, sich Mut suchend, den Wasserbehälter auf und nieder. Wenn er oben war, freute er sich wieder, nach unten gehen zu können. Und immer fand er etwas, das Grund gab, den ersten Sprung in die seichte Tiefe hinauszuschleichen. Da schien ihm das Wasser zu unruhig, dort schwamm eine alte Zeltung, in deren Anzeiger er nicht hineinspringen wollte. Und dieser Sprung sollte sehr überlegt sein. Er war entscheidend für Stephan Neuheiers spätere Zukunft. Gelang er, so war er fest entschlossen, seine ruhmvolle Sängelaufbahn aufzugeben, ja, dann wollte er sich im Wasser fortbewegen, um einmal selbst Schwimmlehrer zu werden.

Aber es war noch Zeit, die Badeanstalt wurde erst um acht Uhr geschlossen, zu jenem Zeitpunkt, wo auch die Oper anfing, in der er bei erhöhten Preisen heute abend zu singen hatte. Und jetzt war es die Zeit der ersten Anzeiger, die seine wart glitzernde Halsbänder und Ohrringe auf den Wasserspiegel, der frisch und grün wie eine Waldmeisterlilie ihm zu Füßen lag. Zwei Bademeister warteten seines Winkes, der ihnen anzeigen sollte, wann er geistig und körperlich zum letzten gewaltigen Sprung seines Lebens bereit sei.

Jetzt spazierte er zur Abwechslung auch auf der anderen Seite des Wassers auf und ab. Da aber gab es eine Stelle, wo der Rand von Seife, Schmirgel und Hühneraugentinkturen schlüpfig geworden war. Und der Heldentenor schritt über sie hinweg, froh, daß er immer noch vier Stunden Zeit zur Entscheidung vor sich hatte. Annullus traten seine Sohlen in diese Polituren, er glitt aus — und flog wie ein Sack Würfelkollern in die haltslose Flut ... Aus seinem Leib entwichen alle Sinne wie durch ein Sieb.

Mit dem Kopf nach oben und dem Kopf nach unten rang er nach Land und Leben. In einem Augenblick waren ihm Algen, gurgelndes Grün, die Stimme der Souffleuse vom Opernhaus, das Siegfriedmotiv, die Höhe seiner Gage und der fehlende Knopf an seiner Unterüberzieher gegenwärtig ... und nur die Schwimmbühne war wie ein riesiger, vier ... kam ihm nicht in den Sinn, der ihm zusehends bewand. Da, als die letzten Fetzen seines Bewußtseins in die Fluten zu entweichen schienen, fühlte er die Hände der beiden Bademeister sich um seinen Siegfriedleib schlingen und die Sonne schien wieder. Im Opernhaus mußte die Vorstellung abge sagt und das Eintrittsgeld rückvergütet werden. Stephan konnte einen Monat lang überhaupt kein Wasser mehr sehen. Schon ein Trinkgold erweckte in ihm Angst und Furcht. Und als er nach einem Jahre zum erstenmal wieder im „Fliegenden Holländer“ sang, durchwühlte ihm beim Anblick der gemalten Leinwandbogen ein solcher Aufruhr, daß er erst singen konnte mit einem Schwimmgürtel um den Leib — und mit zwei Bademeistern zu seiner Linken und Rechten ...

(J. Heigenbarth)



VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRSCH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foltz, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheuer, München. Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bestzugspreise: Einzelnummer 40 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 1,50. Anzeigenpreise: Rubrik A bis J 35—92 Pfg. Unverlangte Einsendungen werden nicht zurückgeschickt. Rückfragen sind zu richten an den Verlag. Nachdruck verboten. — ANSCHRIFF FÜR SCHRIFFLEITUNG UND VERLAG: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postschekkonto München 5720. Erfüllungsort München.

Für Herausgabe und Redaktion in Deutschösterreich verantwortlich: Dr. Emerich Morawa, Wien 1, Wollzeile 11.

Landaufenthalt

(O. Gulbransson)



„Sie langweilen sich wohl sehr hier im Gebirge, Herr Präsident?“

„Offen jestanden ooch nich mehr als an der See!“

Frau Minne

(Wilhelm Schulz)



Wenn zauberisch im Schlosse
Frau Minne singt ihr Lied,
Tief drunten aus dem Tale
Es jeden zu ihr zieht.

Wer dann im holden Kreise
Bei ihr viel Mägdelein findet
Und will sich eine wählen,
Den macht Frau Minne blind.

Gar oft geschieht das Wunder,
Daß, die ans Herz er drückt,
Ihn nicht nur heut und morgen,
Ihn ewiglich beglückt.

Nur manchem ist 's zum Leide,
Dem wird in kurzer Zeit
Die Huldgestalt zum Drachen,
Der Gift und Flammen speit . . .

Doch wie es auch kann werden,
Es wird doch jeder Mann
Sich zu Frau Minne lenken,
Wenn sie ihr Lied stimmt an.

Wilhelm Schulz